

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 118 (2008)

Artikel: Von Schätzen, Verboten und Geheimnissen : Erinnerungen an meine Kindheit und Jugendzeit in Schinznach-Dorf
Autor: Belart, Caroline
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-901119>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Caroline Belart

Von Schätzen, Verboten und Geheimnissen

Erinnerungen an meine Kindheit und Jugendzeit in Schinznach-Dorf

Vor meinem Fenster eine Krähe. Ein Traktor fährt das Tal hinauf. In den Gärten werden die verdornten Rosenköpfe geschnitten, um neues Leben zu ermöglichen. Schmetterlinge tanzen von Blüte zu Blüte. Ich bin zu Hause.

Öfen, Totes Huhn und Atlantis

Schinznach-Dorf ist eine Ortschaft, die viele Facetten aufweist. Die meisten davon wecken gute Gefühle in mir; einige wenige hinterlassen einen fahlen Nachgeschmack. Da wäre zum Beispiel der drohende Baggerzahn, der über unserem Hausberg, dem Grund, schwebt. Unvorstellbar, dass unser Erholungsgebiet Gefahr läuft, abgebaut zu werden, um als Zement zu enden. Als ich noch ein Kind war, machten meine Eltern mit meinen beiden Brüdern und mir oft Ausflüge in die Natur. Einige Male waren wir auf dem Grund. Dort gibt es ganz spezielle Steine, flache Platten. Wir Kinder bauten damit kleine, einfache Öfen und waren stets sehr beeindruckt von der Hitze, die in den Steinen gespeichert wurde. Der Grund gehört zu Schinznach. Vielleicht ist der Grund Grund dafür, dass Schlechtwetterfronten und Gewitter oftmals an unserem Tal vorbeiziehen. Wo eben noch schwarze Wolken hingen, drückt schon wieder die Sonne. Ein Grund mehr, den Grund zu erhalten.

Folgt man der Strasse, die vom Grat des Grundes in Richtung Dorf führt, kommt man bald an den Waldrand. Man trifft auf einen Picknickplatz mit vier Bänken, das «Tote Huhn». Es war mein liebster Brätelplatz im ganzen Dorf. Hier haben wir viele 1.-August-Feiern abgehalten, gemeinsam mit Freunden und Freundinnen Thunder und Raketen, Vulkane und Luftheuler abgebrannt. Wobei ich zugebe, dass ich jedesmal, wenn es knallte, die Ohren zuhalten

musste. So konzentrierte ich mich hauptsächlich auf femininere Dinge, wie Lampions platzieren, bengalische Zündhölzer schwenken, das Glitzern der explodierten Raketen irgendwo in der Ferne, deren Funken wie Glühwürmchen dem Boden entgegen schwebten. Meine Brüder jagten unterdessen Thunder durch Wasserrohre und sprengten Ameisenhaufen und Steine.



Auf dem Grund: An der obersten Stelle des Schinznacher Hausberges liegen viele Steinplatten herum. Damit bauten wir als Kinder Öfen.

Aber auch zu anderen Gelegenheiten fanden wir uns beim «Toten Huhn» ein. Hier suchten wir nämlich Versteinerungen, und wir fanden auch viele. Dass ich mich auf dem Grund eines früheren Meeres bewegte, konnte ich mir gar nicht vorstellen. Wie kann ein Berg im Meer sein? Als Kind wusste ich noch nichts von den Kontinenttalplatten, die sich verschieben, und die Berge wachsen lassen. Ich versuchte mir vorzustellen, dass es vor langer Zeit viel mehr Wasser gab und «Schinznach» damals noch im Meer lag. Ein wieder zum Vorschein gekommenes Atlantis.

Das «Tote Huhn» war natürlich im Dorf nicht unter diesem Namen bekannt, wobei er sich bis heute zumindest bei unseren Bekannten und bei vielen Jungen etabliert hat. Es klingt zwar nicht gerade harmonischer als «Winterhalde» – was wirklich ein malerischer Name ist. Hinter jedem Namen verbirgt sich eine Geschichte – und hier kenne ich sie sogar. Bei einem der ersten Male, als wir bei dieser Picknickstelle waren, entdeckten wir gerade beim Brätelplatz ein totes Huhn. Ein Fuchs hatte es wohl hierher gebracht. Das tote Huhn wurde zum Identifikationsmerkmal dieses Platzes. Bald hiess es: «Gehen wir wieder einmal zum Toten Huhn?» Gemeint war nicht mehr das Tier, sondern der Ort.

Rebberggeschichten

Vom «Toten Huhn» hat man einen schönen Überblick über die Schinznacher Reben. Manche Stunde bin ich schon darin herumspaziert, habe Wind, Frost, Regen und Hitze erlebt, die verschiedensten Farben wahrgenommen – gibt es ein schöneres Rot als jenes der Rebenblätter im Herbst? Gibt es eine schönere Musik als das Summen der Insekten, das Zirpen der Grillen im Rebberg? Hier überfluten einen Natureindrücke, in der Reifezeit nur unterbrochen von dem gelegentlichen Knallen der Rebkanonen oder dem durchdringenden Geräusch künstlicher Vogelstimmen. Ein Sinneserlebnis auch der Geschmack frisch gepflückter Trauben. Die Finger kleben beim Lesen zusammen, die Sonne brennt, die Kistchen sind schnell voll. Das Gespräch mit der Lesepartnerin ist spannend. Sie ist viel älter als ich, ich bewundere sie – noch immer flink, ohne sich von der Hitze und den steilen Hängen beeindrucken zu lassen, schneidet sie in steitem Rhythmus die Trauben, erzählt vom Zweiten Weltkrieg, und ich bin gerührt.

Beim letzten «Rebhüslifescht» erlebte ich etwas Seltsames. An vielen verschiedenen Orten im Rebberg konnte man Weine genießen, sich kulinarisch verwöhnen lassen. Ich war alleine dort, da ich arbeitete. Natürlich kannte ich trotzdem viele Menschen. Das ist das Schöne am Dorf, man geht hinaus und kennt sich. Eine Musikgruppe spielte Ländler, normalerweise nicht gerade mein bevorzugter Musikstil. Aber es passte so gut! Im Vordergrund die Reben, die zu

Schinznach gehören, im Hintergrund die Schneeberge, die zur Schweiz gehören – ich spürte: Das ist meine Heimat. Es war ein starkes Gefühl, das mich durcheinander brachte, mir beinahe die Tränen in die Augen trieb. Es ist schön, eine Heimat, ein Zuhause zu haben.



Ein Ort der Inspiration und Abgeschiedenheit: Mitten in den Reben ein Bänkli. Zu zweit ist es hier an lauen Sommerabenden besonders schön.

In den Reben befindet sich die «Liebesbank». Versteckt unter einem Apfelbaum, überblickt man das Tal. Passend die verschönerte Schnitzerei, von der die Rückenlehne verziert wird, und die den Rugenden auffordert: «Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Überfluss der Welt!» Am Abend fühle ich mich hier besonders wohl, alleine oder zu zweit. Mit meinen Brüdern rauchte ich hier früher heimlich Zigaretten. Mit Freunden führte ich hier oftmals tiefsinngespräche. Es ist ein Ort der Inspiration; hier lässt sich gut philosophieren.

Die Reben bringen auch den Tourismus ins Tal. Die besonders schönen Wege, die Natur, die Ruhe, der Reblehrpfad – verschiedene «Geschmäcker» kommen auf ihre Kosten. Im «Kafitassli», wo ich am Wochenende als Serviertochter arbeitete, spürten wir das stets

besonders gut. An schönen Sonntagen kamen die Rebbergtouristen fast wie Ameisen, bevölkerten die Wege und stürmten das Café, meist alle um die gleiche Zeit. Wie die Bienen rannten mein Chef und ich von Tisch zu Tisch, halfen einander, wo es ging, wobei mein Chef stets noch einen Spruch auf Lager hatte. Es war eine schöne Zeit. Ich hatte Spass an den Gesprächen, die ich mit Gästen führte. Ich freute mich, wenn ältere Menschen eine Geschichte erzählten, während sie zufrieden ihren Kaffee tranken. Ich genoss die Berichte von Durchreisenden, die von den Vorzügen des Tales schwärmt.

Eindrückliche Natur

Und trotzdem bleiben viele schöne Ecken den Reisenden verborgen. Welche ortskundige Person verirrt sich schon in eine stillgelegte Lehmgrube? Überwältigende Natureindrücke stürzen auf einen ein, folgt man den verschlammteten Gleisen ins Herz der Grube. Wobei das heute nicht mehr so einfach ist wie früher. Wo damals noch ein kleiner See war, in dem wir badeten, ist heute nur noch Schilf. Pflanzen wuchern; wo die Erde freiliegt, ist jetzt im Sommer der nackte Boden von grossen Spalten durchzogen, es ist trocken. Fällt Regen, verwandelt sich die harte Erde in klebrigen Schlamm, in den wir früher bis zu den Oberschenkeln einsanken, ein grossartiges Spiel, das meiner Mutter Sorgen bereitete. Es ist ein Paradies. Wie ich gehört habe, steht die Grube unter Naturschutz.



Die Lehmgrube ist völlig zugewachsen. Wo wir früher badeten, erstreckt sich heute ein Meer aus Schilf. Wo wir Pyrite fanden, durchziehen tiefe Risse den trockenen Boden.

Die Kiesgrube hingegen wird immer noch genutzt. Jedesmal, wenn ich hier bin, beschleicht mich ein mulmiges Gefühl. Wie tot sind die Maschinen beim Fabrikgebäude, am Abend ist das Gelände verlassen. Vor mehreren Jahren, als ich noch ein Kind war, spazierte ich mit meinem Vater und meinen Brüdern in der Grube herum. Plötzlich stiessen wir auf Männer, die mit Pistolen schossen. Damals waren es für mich böse Männer, da ich Waffen mit bösen Menschen verband. Vielleicht röhrt daher mein ungutes Gefühl. Vielleicht ist auch die Stille, die mir an diesem Ort unnatürlich erscheint, verantwortlich für meine Beklommenheit. Denn die Kiesgrube lebt. Kleine Frösche hüpfen vor meinen Füssen davon, Füchse haben Höhlen in Sandberge gegraben, ein Reiher hat am flachen Wasser den Kaulquappen aufgelauert. Es wimmelt von Vögeln, zwei Distelfinchen fliegen davon, Enten ruhen sich am Rande eines Teiches aus, und irgendetwas verschwindet mit einem lauten Klatsch im Wasser. Blumen blühen, Nachtkerzen und Goldruten setzen Akzente, Katzen flüchten ins Gebüsch. Selbst ein Reh hat seine Spuren im feuchten Sand hinterlassen. Und doch ist es gespenstisch still – das Fabrikgebäude liegt verlassen da, Baumaschinen und Förderband scheinen die Grube zu bewachen. Ich bin froh, dass ich wieder gehen kann.

Leise schlich ich vorwärts, in meiner Fantasie war ich eine Indianerin. Da! Ein Vogel. Ich zupfte meinen Vater an der Jacke, nahm den Feldstecher, und beobachtete ihn. Ein Zaunkönig hüpfte auf der Böschung des Baches herum. Wir tasteten uns vorsichtig weiter, irgendwo an der Aare. Gerade neben der Aare ein kleines Bächlein. Hier kann man gut Vögel beobachten – vor allem im Winter, wenn die Bäume kein Laub mehr tragen. Extra dafür hatte mir mein Vater ein Bestimmungsbuch und ein leeres Heft gekauft, das zum Vogelbeobachtungsheft wurde. Jeder Vogel, den wir beobachteten, wurde darin notiert.

Gefährliche Situationen

Sobald es wärmer wurde, waren wir im Schwimmbad anzutreffen. Die Attraktion des Bades war sicher das Dreimetersprungbrett. Mein kleiner Bruder «federte» darauf wie ein Grosser. Heute existiert es nicht mehr. Es sei zu gefährlich. Was jahrelang funktioniert hat, geht

plötzlich nicht mehr. Wir haben auch gewusst, dass es gefährlich ist, seitwärts zu springen. Von einem Unfall habe ich nie gehört. Sogar das Brett des «Einmeters» wurde entfernt. Heute steht nur noch ein Betonklotz. Alle Böckli, die der Seite entlang platziert waren – ebenfalls zu gefährlich. Was Spass machte, wurde entfernt. Was früher ging, geht heute nicht mehr. Die Kinder und Jugendlichen werden dazu erzogen, unselbstständig zu sein.



Die Schinznacher Kiesgrube: Die Baumaschinen stehen still, die Fließbänder arbeiten nicht – am Abend herrscht hier scheinbar Stille. Nun lohnt sich ein Rundgang durch die besondere Natur der Kiesgrube. Denn die Kiesgrube lebt!

Dafür hat es ein Beach-Volley-Feld gegeben, und das Becken für die Kleinkinder wurde renoviert und beschattet. Seit es einen Wechsel beim Badmeisterteam gegeben hat, erstrahlt die «Badi» in neuem Glanz. Neuer Eingang, neue Abfalleimer, neue Farben. Gehört habe ich auch, dass eine «Abenteuer-Badi» entstehen soll. Mit Feuerstellen und Campingmöglichkeiten. Hoffentlich ist das nicht auch zu gefährlich!

Gefährlich war, als wir auf den Gerüsten einer Baustelle herumturnten. Neben dem Block, in dem wir damals wohnten, sollte ein neuer entstehen. Diese Baustelle bot uns Kindern viele lustige Mög-

lichkeiten, neue Spiele und Abenteuer. «Betreten der Baustelle verboten. Bei Unfällen wird jede Haftung abgelehnt.» Wie reizvoll Verbote sind! Wie kleine Akrobaten turnten wir auf den Gerüsten herum, fuhren mit unseren Velos über Schutt- und Dreckberge. Eine Platzwunde an der Lippe meines kleinen Bruders verband ich mit Löwenzahnblättern. Das hat nicht wirklich viel gebracht; meine Mutter hatte bessere Pflaster. Unter den Füßen meiner Freundin löste sich ein Brett – sie fiel, konnte sich im letzten Moment an einem anderen Brett festhalten. Es wäre ein unschöner Sturz in einen mit Ziegelsplittern übersäten Graben gewesen.



Teiche mitten in der Kiesgrube bieten Lebensraum für zahlreiche Tier- und Pflanzenarten.

Erlebnispark Schinznach

Der Aushub der Baustelle wurde zu riesigen Dreckbergen aufgeschüttet. Ein Paradies für entdeckungsfreudige Kinder. Wir schaukelten, deckten zu, gruben und formten. Im Dreckberg entstand ein Höhlensystem, Treppen, Gänge und Räume. Gut verborgen hinter hohem Grünzeug der Eingang. Im Falle eines «Angriffs» hielten wir von der Sonne gebrannte Dreckkugeln bereit, fein säuberlich in Reih und Glied, griff- und schussbereit.



Als wäre man in der Wüste: Eine Sanddüne erzählt in der Kiesgrube von ihren Besuchern. Ein Reh kam hier vorbei. Füchse haben Löcher hinein gegraben.

Mit meiner Freundin hatte ich ein Geheimversteck, auf dem Scheunendach von Nachbarn, verborgen unter einem Baum. Diese Birke war zugleich der einzige Zugang zum Dach. Mit Maisblättern hatten wir uns hier ein Nest gebaut, versteckten uns vor den Passanten, die auf der Strasse, keine zwei Meter von uns entfernt, vorübergingen.

Wir hatten auch andere lustige Ideen. Etwa in der zweiten Klasse, also vor ungefähr 16 Jahren, schrieben wir auf dem ganzen Schulweg unsere Namen mit Bleistift auf. Nicht etwa auf Papier, sondern auf Gegenstände am Wegesrand. «Manuela» und «Caroline». Eine Aufschrift ist noch erhalten, mir kam zu Ohren, dass selbst härteste Putzmittel keine Chance gegen die Bleistiftspuren an der Wand des Volg hatten.

Einmal fand ich auf dem Nachhauseweg eine verletzte Taube vor dem Volg. Sie konnte nicht mehr fliegen! Ich vermutete, dass ihr Flügel gebrochen war. Als absolute Tierliebhaberin näherte ich mich vorsichtig dem Vögelchen. Tatsächlich liess es sich von mir nach Hause tragen. Meine Eltern entdeckten, dass die Taube ein Markierband am Fuss trug. Eine Brieftaube? Irgendwie machte mein Vater den Besitzer ausfindig. Per Post wurde die Taube nach Hause geschickt. Die Schachtel hatte ich mit grossen Luftlöchern ausgestattet.

Nach der Schule spielten wir oft vor dem Block. Vor einigen Nachbarn hatten wir Respekt. Die Frau im Parterre schickte uns oft weg, wir sollten an einem anderen Ort spielen gehen. Einmal wurde bei ihr eingebrochen, da man sie mit einer Bankangestellten verwechselte. Sie wurde brutal zusammengeschlagen. Das war schlimm, ich fürchtete mich nachher oft.

Die Felder rund um den Block boten uns eine tolle Spielplattform. Unsere Eltern hatten uns verboten, die Felder zu betreten. Aber ein hohes Maisfeld ist toll: Man kann darin Gänge und Räume gestalten. Es machte auch Spass, zwischen den Maisreihen herumzurennen. Jedes Mal nach dem Betreten eines Feldes juckte es mich am ganzen Körper.

Persönliche und öffentliche Schätze

Genau auf diesem Acker fand ich meinen Schatz: einen aussergewöhnlichen Stein mit glatter Oberfläche. Als Mädchen ist es nicht immer leicht, von einer Horde Jungs umgeben zu sein. An jenem Tag wurde ich von meinen Brüdern ausgeschlossen. Aber zumindest hatte ich etwas, was die Jungs nicht hatten – einen seltsam geformten, bei- gen Stein, den ich im Acker aufgelesen hatte. Ich nannte ihn meinen Schatz und spielte mit ihm. Seine Oberfläche war so schön glatt! Ich nahm ihn sogar mit nach Hause, wo er meinem Vater in die Hände fiel. Er erkannte ihn sofort als Schatz und schickte ihn an Werner Brogli, einen ausgewiesenen Fachmann. Bald erhielten wir Bericht, dass ich unter all den Steinen einen ganz besonderen entdeckt hatte: einen Flintstein aus einem Steinschlossgewehr!

«Dass schon kleine Kinder Augen und Gespür für Ausserordentliches haben, beweist mir einmal mehr Euer Töchterchen. Es hat aus einer Vielzahl von Kieseln genau denjenigen Stein ausgesucht, der geschichtlich am aussagekräftigsten ist. [...]»

Bis zur Erfindung des Perkussionsgewehres im Jahre 1807 brauchte man solche Flintsteine (hergestellt aus Flintknollen aus Kreideschichten in Nord-West-Europa) zum Entzünden des Schiesspulvers. Waren sie damals bei Eurem Acker etwa auf der Enten- oder Fasanenjagd?»

Schade, dass der Stein seine Geschichte nicht erzählen kann!



Mein Schatz: der Feuerstein einer Flinte. Als kleines Mädchen fand ich ihn beim Spielen auf dem umgepflügten Acker neben unserem Block.

Andere Schätze trifft man im Dorfmuseum an: Alte Geräte, über deren Funktion man als Besucher oft rätselt, können betrachtet werden. Über die Tradition des Weinbaus wird einiges in Erfahrung gebracht. Und dann natürlich der Höhepunkt: Die Funde aus dem Steinbruch «Heistere». Mit dem Velo strampelten wir durch die Reben. In der Schule war uns gesagt worden, dass das Team, das beim Steinbruch Ausgrabungen macht, Hilfe gebrauchen kann. So waren wir nun auf dem Weg, diese Hilfe zu leisten. Im Steinbruch wurden uns Plätze zugewiesen, wo wir suchen durften. Hatten wir etwas gefunden, mussten wir es den Fachleuten zeigen. Reich fiel unsere Beute nicht aus, doch ich fand schliesslich tatsächlich Bruchstücke versteinerter Pflanzen – waren es Seelilien? Da es sich nur um einen kleinen Fund handelte, durfte ich ihn behalten. Die bedeutenden Funde betrachtet man im Museum. Seesterne, Seeigel, Seegurken, Seelilien,

Krebse – ein Meerboden, der den Eindruck erweckt, dass er in einem Moment noch lebte – im anderen bereits versteinert war. Und am aufregendsten natürlich die Tatsache, dass man hier mehrere Arten gefunden hat, die sonst bisher noch nirgends auf der Erde nachgewiesen werden konnten. Einziger Fundort: der «Heistere»-Steinbruch Schinznach-Dorf.

Spannend auch die Sonderausstellung über die Firma Agis. Schinznacher Mineralwasser wurde gewonnen, verkauft oder weiterverarbeitet zu Himbo, Citro, Punsch. Leider erlebte ich diese Zeit nicht mehr. Durch den Krieg geschwächt, ging die Agis in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts unter. Die Quelle fliest weiter, ergiesst sich wohl in den Talbach.



An der Sonderausstellung des Dorfmuseums wurden alte Flaschen der Agis ausgestellt, die von der breiten Palette an Angeboten zeugen. Besonders beliebt war das «Himbo».

Abenteuerwelt Wasser

Mit Gummistiefeln bewaffnet, machten wir uns auf den Weg. Eine Wanderung der besonderen Art stand uns bevor. Erstes Ziel: trocken bleiben. Doch meistens scheiterten wir, die Steine waren glitschig, die Strömung zu stark, und dass der Landweg, wenn immer möglich, gemieden wurde, war Ehrensache. Eine Bachwanderung! Wir wussten genau, wo mögliche Gefahren lauerten. Einmal waren wir einem Bauern, der mit einer Mistgabel bewaffnet war, in die Fänge gelaufen. Obwohl wir im Bach geplanscht hatten, hatte er uns beschimpft, weil wir verbotenerweise sein Land betreten hatten. So liessen wir fortan besondere Vorsicht walten in diesem Abschnitt des Baches – ungesehen versuchten wir die Gefahrenzone zu durchschleichen. Ein anderes Mal fanden wir von der Sonne getrocknete Zierkürbisse, die wir als Rasseln benutzen konnten. Ihr Inneres war bis auf die Kerne leer. Wie das funktioniert, verstand ich nicht ganz. Wo war das ganze Fleisch hingegangen? Die Kürbisse schienen unbeschädigt.

Sobald wir eingesehen hatten, dass wir unser Ziel, trocken zu bleiben, nicht erreicht hatten, machte die Wanderung noch mehr Spass. Nun konnten wir, ohne zu zögern, im Bach herumtollen. Bei den oft natürlichen Wasserbecken fanden wir so heraus, wie tief sie waren: Mal reichte das Wasser bis in die Wadenmitte, dann sogar bis zum Knie oder über das Knie. Die Stiefel gaben unterdessen saugende und schmatzende Geräusche von sich.

Stiegen wir aus dem Bach, wanderten wir durch das Dorf und hinterliessen wässrige Spuren. Als wären wir Hänsel und Gretel, füllten wir bei jedem Brunnen unsere Stiefel erneut. Die Spur sollte nirgends abbrechen. Daniela und ich kamen uns vor wie zwei echte, abenteuerlustige Dorfmädchen.

Die Fische waren tot – aber nicht alle! Es galt, die überlebenden zu retten. Die Schule beteiligte sich an der Aktion. Irgendwo war Jauche in den Talbach geflossen, und sie vergiftete nun das Leben darin.

Damals war ich in der Unterstufe, im neuen Schulhausteil. Hier konnte man rassig die Geländer runterrutschen, denn sie waren aus Eisen. Anders im alten Schulhaus, wo wir in der Mittelstufe untergebracht waren. Aber nach einigem Tüfteln hatten wir auch hier herausgefunden, wie man um die steilen Kurven rutschen kann. Das Holz des Geländers war lackiert.

Jugendfest und 800-Jahr-Jubiläum

Am Jugendfest konstruierten wir einen Sinnesparcours. Auch bastelten wir grosse Häuser, die auf dem Pausenplatz aufgestellt wurden. In der Oberstufe dann hatten wir das Thema «Star Treck». Wir nähten im Textilen Werken glitzernde Kleidchen, bastelten mit unserem Klassenlehrer eine riesige Rakete und spritzten während des Umzugs mit Wasserpistolen herum. Meine – ich hatte von meinem kleinen Bruder einen «Super Soccer» ausgeliehen – war nachher kaputt. Am Abend dann die ersten, scheuen Begegnungen mit Jungs, auf dem Feldschen-Platz.

Das Lehrer-Schüler-Fussballturnier am Jugendfest war stets besonders spannend, vor allem wenn man hier zur Schule ging. Aber auch der Schnellste Schinznacher war früher ein tolles Ereignis für sehr viele Schulkinder. Meine Brüder waren in der Jugi und ich in der Meitliriege. Das war immer recht lustig, wir haben tolle Sachen gemacht, einmal gingen wir sogar rudern, und natürlich haben wir an verschiedenen Wettkämpfen teilgenommen, Höhepunkt oftmals der Schnellste Schinznacher. Heute nehmen nicht mehr viele Kinder und Jugendliche daran teil.

1989 – 800 Jahre Schinznach-Dorf. Szenen aus dem Freilicht-Festspiel «Ein Schinznacher Lebenstraum» von Hans Burger, das auf dem Feldschen-Platz stattfand.

Neben der Bühne warte ich. Mein braunes Hasenkostüm bereits angezogen, die aus einem Papierteller bestehende Maske montiert. Das Kleid hat meine Mutter genäht, aber die Maske habe ich selber angemalt, im Kindergarten. Alle Schulkinder und viele Leute des Dorfes haben sich versammelt um zu üben. Dafür darf ich sogar richtig lange aufbleiben! Und dann geht es los: Mit einer Karotte bewaffnet hüpfen die kleinen Häschchen über die Bühne. Die Stummelschwänzchen wippen lustig. Wir malen Eier an. Sind wir alle Osterhasen? «Uuh, ein Fuchs!» Er zersprengt uns in alle Windrichtungen.

Fahnen mit riesigen Tulpen und Osterglocken zieren die Bühne. Singen zu Carmina Burana. Frauen und Männer finden keinen Konsens und verharren im klassischen Rollenverständnis. Während die Frauen schimpfen, weichen die Männer zurück und umgekehrt. Mir machen die bösen Stimmen ein wenig Angst, immerhin ist mein



*Blick über das Dorf von der Wanne her.
Der alte Dorfteil bildet den Kern von Schinznach.*

Vater einer der Männer. Mein Bruder fürchtet sich eher vor der Vogelmaske, die, wenn sie nicht benutzt wird, zu Hause herumliegt.

Das ging ins Auge! Der Pfeil eines feindlichen Indianers hat ihn erwischt, obwohl Häuptling Kluge Schlange doch Frieden wollte. Mitten ins Auge wurde er getroffen! Ein Arzt muss her!

Vögel fallen über die reifen Trauben her. Hier spielt mein grosser Bruder mit! Als Vogel stürzt er sich mit seinen Vogelkollegen auf die Trauben. Sie müssen verjagt werden. Beim Lesen sind die Kistchen ständig voll, wo sind die leeren?

Es regnet und hört nicht mehr auf. Ein Gewitter sucht das Dorf heim. Die Feuerwehr rückt aus, verteilt Sandsäcke. Der Talbach ist über die Ufer getreten. Keller müssen ausgepumpt werden. Ich staune über den Regen, der plötzlich fällt. Jedenfalls an einigen Orten.

Ein riesiger Mäusebussard lauert auf Beute, bewacht das Treiben auf der Bühne. Wir kleinen Kinder fürchten uns vor ihm.



Die Tore auf dem Feldschen-Platz sind der einzige Beweis dafür, dass hier einmal ein Fussballfeld entstehen sollte. Unkraut und Insekten haben sich das Land schon lange zurückgeholt.

«Übertretungen werden geahndet»

Ein schöner Pass! Der Ball wird gebremst. Steckt er fest? Nein, es ist nur ein Grasbüschel im Weg, der Ball wird abgelenkt. So macht Fussball nicht gerade Spass! Unberechenbar hüpfst der Ball auf dem Platz herum, beim Rennen muss man ständig aufpassen, dass man nicht stolpert. Fällt man hin, reissen einem die spitzen Kanten der gebrochenen Kiesel die Haut auf. Der Kiesboden istdürftig mit einer Schicht Sand bedeckt. Bald wird sie kaum mehr zu sehen sein – Wind und Wetter ausgesetzt, hält sie nicht lange durch. Wird auch nicht nötig sein, genutzt wird dieser Platz nicht lange. Auf dem Turnplatz darf man nicht mehr spielen. Kein Fussball, kein Velo, nicht einmal über die Steinböckli darf gesprungen werden. Zu viel Lärm! Wir sind auf den Feldschen-Platz verbannt worden, wo jemand ein wenig Sand über die spitzen Kieselsteine geschüttet hat. Heute erinnern noch zwei Tore daran, dass hier ein Fussballplatz versprochen war. Dazwischen summen Bienen von Blüte zu Blüte, Klee und allerlei Unkraut wächst in rauen Mengen.

Über Nacht erschien am Rande des Turnplatzes eine Verbotstafel. Keine Abstimmung – der Gemeinderat hat es beschlossen. Nachbarn des Turnplatzes fühlten sich durch die Kinder gestört. Logische



Gähnende Leere auf dem Schinznacher Turnplatz. Verbote und Vorschriften schränken die Benützung des Sportareals stark ein.

Konsequenz: Der Turnplatz darf nicht mehr benutzt werden bzw. nur beschränkt: An Sonn- und Feiertagen gar nicht, samstags bis um 19 Uhr. Unter der Woche bis um 20.30 Uhr? Hier ist die Tafel unleserlich, enttäuschte Jugendliche haben die Buchstaben abgekratzt – «Kein Raum für Kinder, für uns?!?» – Irgendjemand hat die zerstörte Schrift erneut mit Filzstift nachgezogen – aber stimmen denn nun die Angaben? Auf alle Fälle muss auch die Mittagsruhe eingehalten werden, eineinhalb Stunden, ist ja klar. Und Achtung: «Unnötiger Lärm ist mit Rücksicht auf die Anwohner zu unterlassen. Übertretungen werden geahndet.» Übrigens dürfen nur Einheimische den Platz benützen. Ein Bezirksschüler aus Schinznach darf sich folglich nur mit Kollegen aus dem Dorf hier aufhalten, seine Kollegen aus Villnachern, mit denen er gemeinsam für ein Grümpelturnier trainiert, dürfen nicht kommen. Zum Glück darf man den Turnplatz in Villnachern benützen, und zwar alle, die Sport treiben wollen.

Was das Verbot für Kinder und Jugendliche bedeutet, konnten sich die Erwachsenen nicht vorstellen, oder aber es war ihnen gleichgültig. Ein Treffpunkt weniger; statt Sport zu treiben die Zigarette hinter dem Volg. Oftmals bin ich nach Hause gekommen und habe

mich beklagt: «Wen wundert's, dass so viele Junge im Tal rauchen, trinken und Drogen konsumieren? Was sollen wir sonst tun? Nirgends erwünscht, wenig kann man machen. Uns Jungen wird nichts geboten.» Klar ist dies die überspitzte Sicht einer Jugendlichen. Trotzdem enthält sie Wahres. Den Turnplatz nicht öffentlich zugänglich zu halten, kenne ich in diesem Ausmass von keiner anderen Gemeinde. Sämtliche umliegenden Turnplätze weisen sehr viel freizügigere Regelungen auf, in Oberflachs, Thalheim, Schinznach-Bad und Villnachern gibt es gar keine Beschränkungen. Wird der Schinznacher Turnplatz ausserhalb der «Öffnungszeiten» benutzt, wird die Polizei herbeigerufen. Als hätte die nichts Besseres zu tun, als hier für Ordnung zu sorgen. Verbrechen! Es wird Fussball gespielt!

Gemeinsam in die Zukunft

Als Jugendliche erfuhr ich dann einige Dinge über die Dorfgrenze hinaus. Ich lernte den «Dörfligesicht» kennen. Völlig seltsam die erste Begegnung mit Anti-Thalner-Parolen in der Oberstufe. Irgendwann wurde sogar eine Anti-Thalner-Zeitung gegründet. Vermutlich gab es nicht mehr als zwei Ausgaben. Auf meine Frage, was denn mit den Thalnern und Thalnerinnen nicht in Ordnung sei, die Antwort: «Sie kommen vom Gletscher.» Das sagte mir nun überhaupt nichts. So befasste ich mich nicht weiter damit. Spürbar wird diese Trennung zwischen den Dörfern des Schenkenbergertales aber immer wieder, ob an Gemeindeversammlungen zum Thema Zusammenarbeit, bei der Fusion der Feuerwehren oder in den verschiedenen Turnvereinen. Dieses «Dörflidenken» hält eine Gemeinde vielleicht auch zusammen. Und trotzdem ist die Mehrheit der Bevölkerung für eine Prüfung einer möglichen optimierten Zusammenarbeit der verschiedenen Gemeinden. Gemeinsam in die Zukunft – ein schöner Gedanke.

Fahre ich heute vom Viererstopp bei der «Gaströchni» her in das Dorf hinein, merke ich, dass ich nach Hause komme. Fast jede Ecke ist mir hier bekannt, ich fühle mich willkommen geheissen, Blumen blühen mir entgegen, Leute grüssen und winken. Immer wieder werde ich nach Schinznach-Dorf zurückkehren, seine vielen Sonnenseiten geniessen, weiterhin über die wenigen Schattenseiten den Kopf schütteln – und mich einfach wohl fühlen.